

Archiv
für
wissenschaftliche Kunde

von
R u s s l a n d.

Herausgegeben

von
A. E r m a n.

S e c h s z e h n t e r B a n d.

D r i t t e s H e f t.

B e r l i n,
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1857.

Die deutschen Colonien in der Nähe der Krymschen Halbinsel und die Rossheerden in den südlichen Steppen.

(Schilderungen aus Kleinrussland.)*

Russland zählt gegenwärtig über 300000 Colonisten verschiedener Abstammung und von verschiedenen Confessionen. Die ersten Ansiedler wurden im Jahre 1763 von der Kaiserin Katharina II. nach Russland berufen und jeder von ihnen erhielt zum Anbau fünf und zwanzig bis dreißig Desjatinen Land geschenkt. — Sie standen unter einer besondern Behörde, welche den Namen eines Fürsorge-Comités für Fremde führte. Besondere Vorrechte und Privilegien erleichterten den neuen Ansiedlern ihre ersten Einrichtungen und begründeten auf eine dauerhafte Weise ihr späteres Wohlergehn. Seitdem ist die Bevölkerung der Colonien in fortwährendem Wachsen begriffen und ein schlagendes Beispiel dazu ist die große Sarepta-Colonie, deren Einwohnerschaft nach sicheren Belegen sich alle zwei und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre fast verdoppelt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf diese Ansiedelungen in den Steppen des Chersonschen Gouvernements und behalten

*) Aus den in der Petersburger Zeitung 1856 No. 231 bekannt gemachten Reisesotizen eines Ungenannten. Ueber die Mennoniten-Colonien in Russland vergl. man in diesem Archive Bd. XII. S. 429.

wir dabei, als die eigenthümlichsten in ihrer Art, besonders die Ansiedelungen der Mennoniten im Auge, von denen die meisten auf der großen Landstrasse von Kertsch nach Jekaterinoslaw belegen sind, welche über die Arabat'sche Landzunge, Melitopol und Orjehow die ganze Gegend mit jener Stadt verbindet.

Alle diese Colonien, deren Anzahl nach dem russischen Local-Ausdrucke sich auf zwanzig Nummern beläuft, tragen theils deutsche, theils russische, theils tatarische Benennungen. Sie liegen in kleinen Entfernungen eine von der andern und bieten im Aeufseren viel ähnliches mit den kleinen Handelsstädten des inneren Deutschlands: die Landstrasse geht regelmäßig durch die Hauptgasse welche die ganze Colonie von einem Ende zum andern durchschneidet.

Jedem Hauseigenthümer ist die Verbindlichkeit auferlegt nicht nur einen kleinen eigenen Garten anzulegen, dessen einer Theil mit Fruchtbäumen, der zweite mit Laubholz, der dritte aber mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist, sondern auch gemeinschaftlich mit der ganzen Colonie einen großen und allgemeinen Baumgarten zu unterhalten, welcher auf dieselbe Weise eingetheilt und von ungeheuren Dimensionen ist, die von der Bevölkerung und von dem Landbesitz der Colonie abhängen.

Dergleichen Baumschulen haben bereits den wohlthätigsten Einfluß auf die nackten südlichen Steppen ausgeübt; wo man sonst wersteweit keinen Strauch zu Gesicht bekommen konnte, wandelt man jetzt ganze Strecken lang gemächlich dahin im Schatten der üppigen Pflanzungen, welche durch die fleißigen Hände der Mennoniten gehegt und gepflegt werden. Nach und nach werden sich diese Steppen in einen großartigen und unermesslichen Park verwandeln!

Eine zweite Obliegenheit der Mennoniten-Colonien besteht darin, daß jedes Ackerfeld mit lebendigen Hecken eingezäunt werden muß. Diese Gehege gerathen auf dem fruchtbaren jungfräulichen Boden auf das Herrlichste, geben dem Wanderer Schatten und Ruhe, dienen der für die dürstende

Steppe so unentbehrlichen Feuchtigkeit zum Anhalt und Sammlungspunkt und bieten endlich einen Schutz gegen Sturm und Ungewitter, indem diese, besonders der von den Kleinrussen so gefürchtete Ostwind, an denselben einen Damm finden, gegen den ihr Andrängen fruchtlos sich bricht oder dessen verderbliche Wirkung wenigstens bedeutend gemildert wird. — Aber auch der Graswuchs gedeiht im Schutze dieser lebendigen Hecken vorzüglich und ganze Strecken Landes, welche noch vor wenigen Jahren nur spärliche Halme hervorbrachten oder auch eine durchaus kahle, ausgedörrte und verbrannte Oberfläche darboten, sind jetzt mit saftigen Kräutern bedeckt, Dank sei es der atmosphärischen Feuchtigkeit, welche sich an den neuangelegten Hecken zu sammeln und den Boden zu befruchten vermag. In den letzten Jahren wo die Heupreise in der Ukraine und in der Krym eine ungewöhnliche Höhe erreicht hatten, waren die Mennoniten im Stande selbst weit entfernte Ortschaften mit diesem unentbehrlichen Bedürfnis der Landwirthschaft zu versorgen.

Alle Colonien haben, wie schon gesagt, eine große Hauptstraße welche von zwei bis drei Quergässchen durchschnitten wird. Die Häuser sind ohne Ausnahme von Holz auf steinernem Fundamente gebaut, mit der Fronte und der Eingangstür nach der Straße, was ihnen ein freundliches und gastliches Ansehen giebt und so vortheilhaft gegen die blinden, fensterlosen Häusermassen in der Krym absticht, die noch aus der Tatarenzzeit herkommen. Sie haben meist zwei, häufig aber auch drei Stockwerke und hohe, spitze, roth oder schwarz gestrichene Giebeldächer. Vor allen Häusern sind Gärten angelegt, wie in der „Gartenstraße“ in Moskau oder im großen Prospect auf Wasili-Ostrow in St. Petersburg. Hier findet man nicht selten auch kleine Pavillons, welche den weiblichen Gliedern der Familien während der drückenden Tageshitze als Badehäuser dienen. Ein Ziehbrunnen mit Radwinde und blauangestrichenem Wassertroge und Schöpfeimern darf vor der Wohnung eines wohlhabenden Mennoniten niemals fehlen, und dieser Ueberfluß an Wasser, schon an und für

sich so wohlthuedend in südlichen Gegenden, hat auch für die allgemeine Reinlichkeit die erspriefslichsten Folgen. Rechts und links von den Wohnhäusern stehen in derselben Reihe die Wirthschaftsgebäude, die Werkstätten und Wagenschuppen, und weiter hinten kommen die Ställe, Schaafhürden, Schlächtereien, Vorrathskammern und Eiskeller. In jeder Ansiedelung steht ein Pfosten mit einer metallenen Tafel, auf welcher der Name der Colonie sowie die Zahl der Häuser und Einwohner derselben angegeben ist.

Das ganze Leben und die Gemeindeordnung der Mennoniten haben viel Eigenthümliches. Aller Luxus, jeder überflüssige Staat ist bei ihnen verbannt, und theure Zeuge, grelle und bunte Farben aus der Kleidung der Männer wie der Frauen gänzlich ausgeschlossen.

Beide Geschlechter kleiden sich heute noch gerade so wie, sich einst ihre Altvordern gekleidet haben und Niemandem fällt es ein eine Veränderung darin zu treffen oder gar die Tagesmoden mitzumachen: sogar der Ausdruck fehlt ihnen um den Begriff der Mode zu bezeichnen und diese Einfachheit erspart ihnen eine Menge unnützer Ausgaben und setzt sie in den Stand ihre sauererworbenen Capitalien auf eine vernünftiger und vortheilhaftere Art anzuwenden, als sie in Petersburg und Moskau für Putz und Tand zu verschleudern.

Die Männer tragen dieselben grünen Tuchjacken wie ihre Urgroßväter, dieselben schwarzen enganschließenden Beinkleider wie vor fünfzig Jahren, was ihre großen, mit Nägelschuhen versehenen Füße allerdings noch unförmlicher erscheinen läßt; auf dem Kopfe haben sie alterthümliche Mützen mit ungeheurem Oberleder und im Sommer einen Strohhut.

Die Weiber sind durchgängig in blaue Mieder, kurze wollene Röcke und schwarze Schürzen gekleidet; das Haar wird auf den Schläfen in kleine Zöpfe geflochten und auf dem Kopfe in Form eines Korbes zusammengewunden; um den Hals kommen gewöhnlich einige Perlenschnüre: ein Schmuck der sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und nie erneuert zu werden braucht. Alle Mädchen und Frauen

ohne Ausnahme tragen blaue Strümpfe an den Füßen, was ihnen bei vielen ihrer Beschäftigungen denn auch gar sehr zu Statten kommt und zugleich ein *nomen et omen* abgiebt: denn sie sind nicht nur sehr flink und behende in der Wirthschaft, sondern auch überaus fertig mit der Feder: nicht nur dafs sie ihre Bücher und Rechnungen vortreflich in Ordnung zu halten wissen, die meisten von ihnen führen auch besondere Tagebücher über ihr ganzes Leben, und viele schreiben auch sogar Artikel für die Zeitschriften, deren zwei in den Colonien regelmäfsig erscheinen.

Beide Geschlechter besitzen bei den Colonisten ein gut Theil Phlegma *), aber die Männer wie die Frauen sind vielleicht eben aus dieser Ursache im höchsten Grade vernünftig, arbeitsam, thätig, sparsam und reinlich. Wie aller Luxus, so sind auch die schönen Künste und mancher unschuldige Zeitvertreib bei ihnen verpönt: so z. B. die Musik, — und das Tanzen gilt für eine Todsünde. Ueberhaupt kommen die beiden Geschlechter wenig zusammen und die Mennoniten behaupten dafs aus einem nähern Umgange zwischen ihnen nur Leichtsin, Charakterlosigkeit und Flüchtigkeit entstehen würden. Sie beachten aber nicht dafs diese gänzliche Entfremdung der männlichen und weiblichen Jugend von einander, wiederum andere nachtheilige Folgen mit sich bringt: die jungen Bursche werden finster, verschlossen und rauh, und bringen ihre Mußestunden mit Trinken und Knasterrauchen zu, während der Charakter der jungen Mädchen in lächerliche Empfindelei und geschraubte Sentimentalität ausartet, welche im Lesen der abgeschmacktesten Ritterromane ihren gröfsten Genufs findet. Auch fallen die Ehen bei den Mennoniten selten besonders glücklich aus, da Braut und Bräutigam sich gewöhnlich vor der Hochzeit kaum dem Namen nach kennen.

*) Vielleicht ist es die Friesische Herkunft der, freilich schon um 1536 zusammengetretenen, Mennoniten, die sich noch an diesen späten Nachkommen ausspricht!

Die Gemeinde-Obrigkeit hält es übrigens für Pflicht auch das Privatleben der Colonisten zu überwachen, und wenn ein Glied der Ansiedlung durch seine Handlungen, durch seine anstößige Aufführung oder durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen der Ortsbehörde die allgemeine Mißbilligung verdient hat, so wird der Angeschuldigte in's öffentliche Bethaus geladen, wo ihm der Vorsitz der Gemeinderaths seinen Lebenswandel vorhält, ihn zur Besserung ermahnt, oder, je nach der Schwere des Vergehens, ihn im Namen der ganzen Ansiedlung aus der Gemeinde ausschließt. Der auf diese Weise verstofsene Colonist hat alsdann Ehre und guten Namen, Habe und Gut verloren; selbst seine Familie, sein Weib und seine Kinder gehören ihm nicht mehr und Niemand darf ihm eine hilfreiche Hand bieten. — Ihm bleibt ein einziges Mittel sein Leben zu fristen: er muß sich bei einem andern Colonisten als Tagelöhner oder als Knecht verdingen. So vergehen Monate und Jahre. Wenn nun der Sträfling sich gebessert, nach Verlauf einer geraumen Zeit, nach fünf Jahren etwa, — wird er wieder in das Bethaus berufen und ihm hier der Ausspruch seiner Richter mitgetheilt: wie sie seinem Wandel aufmerksam gefolgt seien und erkannt hätten das sein jetziges Betragen seine Vergangenheit wieder gut gemacht habe; das ihn daher die Gemeinde wieder aufnehme und ihm sein früheres Vermögen, welches bis dahin von einer niedergesetzten Vormundschaft verwaltet worden, zurückerstatte. — Dankbar und gebessert kehrt der Reuige in seine Familie und die bürgerliche Gesellschaft zurück.

Die Thätigkeit der Colonisten und die wohlthätigen Mafregeln der Regierung haben in verhältnißmäfsig kurzer Zeit diese ganze Gegend zu einem wahren Paradiese umgeschaffen. Unter den Mennoniten giebt es viele Familien, die bei ihrer Ansiedlung in Russland nichts besaßen als Lust und Liebe zur Arbeit und einen guten Vorrath an landwirthschaftlichen Kenntnissen, und die sich jetzt nicht nur im Wohlstande befinden, sondern sogar über bedeutende Reichthümer zu ge-

bieten haben. Die Namen des Hrn. Fein und Cornies *), Besitzers der schönen Güter Toschtschanak und Juschanly, sind allgemein bekannt und Jedermann spricht von diesen Männern mit Achtung und Verehrung.

Seit seiner Ankunft in Russland bis zu seinem Todestage ist Hr. Cornies ununterbrochen das Haupt und der beständige Vorstand der Mennoniten-Ansiedelungen gewesen. Seine Redlichkeit, sein gesunder Verstand, sein praktischer Sinn und seine Kenntnisse in allen Zweigen der Landwirthschaft, das sind charakteristische Grundzüge die sich ziemlich allgemein bei den Mennoniten wiederfinden; aber die hohe europäische Bildung und die scharfsinnige Auffassung des Gegenstandes welche man in seinen landwirthschaftlichen, technischen und industriellen Schriften bemerken kann, sind Eigenthümlichkeiten des Mannes die ihm allein angehören. Auch hat Herr Cornies während seiner langjährigen und segensreichen Wirksamkeit nicht allein seinen Landsleuten und Glaubensgenossen die wichtigsten Dienste geleistet, sondern durch Beispiel, Rath und That den wohlthätigen Einfluss den er auf die Colonien ausübte, auch auf alle anderen Kinder seines neuen Vaterlandes und namentlich noch auf verschiedene nichtrussische Bewohner der südlichen Steppen auszudehnen gewußt. — So sind, Dank seinem Eifer und den fürsorglichen Anordnungen der Regierung, die wilden, nomadisirenden Nogaier gegenwärtig ein ansäfsiges und arbeitsames Volk geworden. Vor allen Dingen suchte er ihnen Zutrauen einzuflößen, was ihm auch immer gelang, und befreundete sich mit ihnen; dann nahm er einige der anständigsten als Arbeiter in sein Haus und unterwies sie nach und nach in allen Zweigen der Landwirthschaft: er lehrte sie Hütten und Häuser bauen, den Acker bestellen, Holzbäume pflanzen und Obstbäume veredeln; er verbesserte ihre Rinder-, Schaaf- und Pferdezucht, er richtete

*) Johann Cornies, geb. den 29. Juni 1789 in Danzig, gestorben den 13. März 1848. (Beil. zum Unterhaltungsbl. Oct. 1848.) Vergl. über diese in d. Colonie erscheinende Zeitschrift in d. Arch. Bd. XII. S. 429.

Tabackspflanzungen und führte den Seidenbau ein, wobei er kein Opfer scheute an Zeit, an Geld und an Mühe. Dann, nach einigen Jahren, entliefs er sie wieder zu den Ihrigen, wo sie ihrerseits unter ihren halbwildten Landsleuten bereitwillige Proselyten für die neue Civilisation fanden. — An passenden Stellen, am Ufer der Flüsse und Seen bauten sie vorerst Erdhütten, später kleine Bretterhäuser, diese erweiterten sich nach und nach, und gegenwärtig sind manche Ansiedelungen der Nogaier *) kaum mehr zu unterscheiden von den Dörfern der deutschen Colonisten. Die Regierung folgt dieser segensreichen Entwicklung mit wachsamem Auge und die größte Strafe für den nogaischen Landwirth, dessen Trägheit und Unreinlichkeit sich bisweilen der neuen Ordnung der Dinge noch nicht vollkommen zu fügen vermag, ist, wenn er die Hauptstrafse verlassen und seine Wohnung in einer Nebengasse aufschlagen soll. Schon die Androhung dieser Mafsregel bringt gewöhnlich die gewünschte Wirkung, das heifst vollkommene Besserung hervor. Ganz auf dieselbe Weise verfuhr Herr Cornies mit den Tataren, Hebräern und Molokanen und überall wurden seine Bemühungen mit dem günstigsten Erfolge gekrönt. Als 1825 Kaiser Alexander I. und 1837 Nikolai I. nebst anderen Mitgliedern des Hofes die Mennoniten-Colonien besuchten, hatte Herr Cornies die Ehre sie in seinem Hause aufzunehmen. Später, im Jahre 1845, {beehrte ihn auch S. K. H. der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch mit einem Besuche auf dem schönen Vorwerke Juschanly, und bei Cornies Tode, welcher drei Jahre später erfolgte, umstand die ganze Bevölkerung aus der Nähe und Ferne, Russen, Deutsche, Nogaier, Tataren und Hebräer, mit Dank und Schmerz erfüllt, die Gruft ihres Wohlthäters **).

Wie schon oben gesagt, denkt keiner dieser Colonisten daran seine althergebrachte Lebensweise zu verän-

*) Z. B. die Nogaische Muster-Colonie Ackermann. (Beilage zum Unterhaltungsblatt.)

***) Ebendasselbst. October 1848.

dern, trotz des Wohlstandes und selbst des Reichthums der den meisten von ihnen zu Theil geworden. Bei einem der wohlhabendsten Mennoniten brachte ich einen ganzen Tag zu und hatte Gelegenheit in dieser Hinsicht viel Interessantes und Charakteristisches kennen zu lernen. Der greise Hausherr hat jetzt über Millionen zu verfügen und eigenthümlich genug klingt es wenn er im Gespräch, hier von einem „Fleckchen Acker“, dort von einem „Stückchen Steppe“ erwähnt. Unter diesen „Fleckchen und Stückchen“ müssen nämlich Tausende von Desjatinen Land verstanden werden und diese bescheidenen Verkleinerungsworte bringen einen fast komischen Eindruck hervor. — Uebrigens steht alles bei ihm im besten Einklange, und trotz seiner reichen Einkünfte sind es seine eigenen Töchter die ihm das einfache Mittagbrod bereiten, seine baumvollenen Nachtmützen waschen und eigenhändig für die Gäste ihres Vaters, welche immer auf das freundlichste aufgenommen werden, das schönste und weißeste Bettzeug hervorholen. Ein anderer Mennonit, noch reicher als der eben erwähnte, pflegte in einem kleinen, einspännigen Karren seine weitläufigen Ländereien zu befahren, auf denen seine zahllosen Heerden an Rindvieh, Schaafen und Pferden weideten, und verheirathete zuletzt seine einzige Tochter an seinen Knecht oder Hirten, Tschaban *) wie er hier zu Lande genannt wird, wobei er es ganz natürlich und vollkommen in der Regel fand, dafs der Schwiegersohn und einstige Erbe nach wie vor seinen Pflichten oblag, das heifst den ganzen Sommer über die beschwerliche und ermüdende Aufsicht über das Vieh führte, und sich nur während der kurzen Wintermonate von der harten Arbeit am Heerdfeuer ausruhen und sich des Familienlebens erfreuen durfte. Uebrigens geschieht Alles dieses keineswegs aus Geiz oder auch nur aus allzugroßer Sparsamkeit, sondern theils aus hergebrachter Sitte, theils aus

*) Tschaban oder Tschoban, im Persischen Wächter oder Hüter, ist aus dieser Sprache in's Tatarische und von da in's Russische übergegangen.

wohlüberlegtem Grundsatz. Die Väter haben mit Mühe und Arbeit ihr Brod verdient und ihren Wohlstand errungen, und die Söhne sollen eben das thätige, einfache und patriarchalische Leben führen wie ihre Vorfahren.

Aber bei Erwähnung des bedeutenden oder vielmehr unermesslichen Viehstandes der Colonisten bietet sich Gelegenheit überhaupt über diesen Theil des Privatbesitzes, der zugleich einen wichtigen Zweig des Nationalreichthums ausmacht, etwas ausführlicher zu sprechen.

Die Schaaf- und Pferdezucht hat, namentlich in den letzten Jahren, in den Steppen des südlichen Russlands eine hohe Entwicklung erreicht, und eine Schilderung des eigenthümlichen Lebens der dortigen Hirten und Treiber, die mit ihren wilden Pfléglingen rastlos umherwandern, dürfte in vielfacher Hinsicht von Interesse sein. Wir finden darin ein neues Bild des Steppenlebens und zu gleicher Zeit einen neuen Beleg für den Wohlstand der dort angesiedelten Colonisten und für den Reichthum Neurusslands überhaupt.

Unter dem Ausdruck „wilde oder Steppenpferde“ dürfen übrigens nicht durchaus freie, herrenlose und ungezähmte Thiere verstanden werden, die man erst jagen muß wie ein Stück Wild um sie als Beute davonzuführen. Dergleichen Geschöpfe mögen allerdings noch in den unermesslichen Flächen des Kirgisenlandes und im Gebiete des Aralsees existiren: in den Neurussischen Steppen aber haben alle Heerden ihren bestimmten Eigenthümer, große Grundbesitzer, welche aus Mangel an Ackerbau treibenden Kräften, ihr Land nicht anders benutzen können, als daß sie nur einen geringen Theil davon bearbeiten und ungeheure Strecken desselben zahllosen Heerden von Hornvieh, Schaafen und Pferden zur Weide überlassen. Auf diese Weise wird auch aus den weniger fruchtbaren Ländereien Vortheil gezogen und das fette Steppengras, das sonst unbenutzt verwelkte, bietet jetzt den Heerden ein vortreffliches Futter.

Wenn ein Gutsbesitzer eine Heerde anlegen will, so kauft er gewöhnlich einige wenige Stuten und ein Paar Hengste,

welche zur Zucht in die Steppe getrieben werden. Die Füllen bleiben bei den Müttern und so vermehrt sich nach und nach die Heerde, bis sie aus einer bestimmten Anzahl von Thieren besteht, nämlich aus so vielen als die Besetzung des Eigenthümers ernähren kann, ohne den Ackerbau und die anderen Zweige der Landwirthschaft zu beeinträchtigen. Die GröÙe der Heerde hängt also natürlich von der der Weideplätze ab und oft besteht ein solcher Tabun aus nur 100, zuweilen aber auch aus 800 bis 1000 Pferden. Mitunter trifft es sich auch, daß ein einzelner Grundeigenthümer verschiedene Rossheerden besitzt, die zusammen wohl zehntausend Köpfe zählen: diese großen Heerden werden aber gewöhnlich in mehre kleine Abtheilungen getrennt, von denen jeder ihre besondern Weideplätze angewiesen sind. Erst wenn die Heerde zahlreich genug ist, beginnt der Besitzer Vortheil davon zu ziehen und einzelne Thiere zu verkaufen, was denn von Jahr zu Jahr in größerer Menge geschieht, während bis dahin die Thiere zu gar nichts gebraucht wurden und auf denselben Weiden lebten und starben wo sie geboren worden, dadurch aber eben zur vollen Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte gelangten, welche sie auch in ungeschwächtem Maafse auf ihre Nachkommenschaft vererben konnten. Nur bisweilen wurden einzelne Pferde zur Landwirthschaft benutzt: von da an aber besucht die Heerde regelmäßig die benachbarten Jahrmärkte und Messen, wo Kaufliebhaber und Remonte-Officiere Gelegenheit haben sich die Waare anzusehen und die ihnen zusagenden Thiere auszuwählen.

Die ganze Pflege des wilden Pferdes in der Steppe besorgt der Rosshirt, der sogenannte „Tabunschschik“.

Und eigenthümlich ist das Wesen und das Treiben dieser Leute. In ganz Europa, Ungarn vielleicht ausgenommen, lassen sich keine Typen auffinden die dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeit ähnlich wären. Nur der Guancho in den Pampas von Südamerika erinnert an den südrussischen Rosshirt, aber auch jener trägt die Kennzeichen seiner Vermischung von romanischem und mexikanischem Blut, während in diesem

der Slawe (?) vorherrscht mit allen ihm angeborenen Eigenthümlichkeiten.

Wollen wir ihn uns jetzt näher betrachten.

Der Schaafhirt und der Hornvieh-Treiber sind im Vergleich zum Tabunschschik wahre Sybariten; sie führen einen Karren mit sich, in welchem ihre Lebensmittel liegen und der ihnen zugleich als Speisekammer und als Schlafgemach dient. Nicht so der Rosshirt: die Wildheit seiner Schützlinge, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Eile womit er seine Heerde von Ort zu Ort, von Wiese zu Wiese, von einem Jahrmarkt zum andern treiben muß, verbieten ihm selbst an den Karren, diese erste und hauptsächlichste Bequemlichkeit des Nomaden auch nur zu denken. Tag und Nacht hängt er im Sattel und folgt auf Wegen und Stegen, durch Dick und Dünn allen Kreuz-Quersprüngen seiner unbändigen Zöglinge. Er speist zu Pferde, zu Pferde ruht er aus und zu Pferde schläft er, wenn es ihm nämlich die Mühen und die Verantwortlichkeit seines Gewerbes zufällig erlauben einige Augenblicke Schlaf oder vielmehr halbwachen Schlummers zu genießen. Rechts und links am Sattelknopf und im Rücken hängen seine wenigen Geräthschaften, zu deren Fortschaffung der Stadtbewohner einer ganzen Reihe von Fuhren bedürfte.

Wenn alle andern Menschen der Ruhe pflegen und nach den Beschwerden des Tages im Schlafe Erholung suchen, dann beginnt für den Rosshirten die angestrengteste Arbeit, die Nachtwache. Auf den weiten, öden, menschenleeren Weideplätzen muß er rastlos seine Heerde umreiten, denn gerade zur Nachtzeit drohen seinen Schützlingen die meisten Gefahren von Sturm und Ungewitter, von Menschen und Thieren. Im Regen und Schneegestöber hat der Hirt mehr zu leiden als seine Rosse, welche sich wenigstens abwenden können, während er unaufhörlich umherzuspähen und dem Ungewitter ins Gesicht zu blicken, die erschreckten Thiere zusammenzutreiben, die Zurückgebliebenen anzuspornen, die Verirrten aufzusuchen, die Widerspänstigen zu bändigen gezwungen ist. — Unterläßt er diese Pflichten nur einen Augenblick, so läuft er

Gefahr seine ganze Heerde in der Steppe auseinandergesprenzt zu sehen, wo dann häufig die schönsten Füllen eine Beute der Wölfe und die vorzüglichsten Rosse ein Raub noch schlimmerer Gesellen, der Pferdediebe werden. Zu diesem Zwecke also und um den Elementen trotzen zu können, ist auch die Kleidung dieser Leute eine durchaus eigenthümliche. Der Rosshirt oder „Tabunschschik“ trägt gewöhnlich ein Wams und Beinkleider von Rinds- oder Pferdehaut, die raue Seite nach innen, und was sonst ein Pferdeherz erwärmte schützt jetzt eine Menschenbrust vor Kälte und Feuchtigkeit. Auf dem Kopf hat er eine hohe, cylinderförmige Mütze von schwarzem oder braunem Schaafsfell gestülpt und als Gürtel einen breiten Lederriemen umgebunden, an welchem allerlei Sächelchen hängen: Geldmünzen, Metallstücke, Perlen von Bernstein und alle die verschiedenen Curiositäten und Antiquitäten die ihm auf seinen Wanderungen aufstossen(??)*): das ist, in verkleinertem Mafsstabe der Nipptisch des Tabunschschik. Da er gewöhnlich auch Arzt ist, d. h. da er ein halbes Dutzend mehr oder weniger erprobter Mittel weiß gegen alle möglichen Uebel bei Menschen und Vieh, so finden an diesem Gürtel auch die Instrumente dieses Nebengewerbes ihren Platz. Ueber die ganze Kleidung kommt noch ein Ueberwurf mit einer großmächtigen Kaputze, welche bei schlimmem Wetter über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und Oeffnungen hat für die Augen, die Nase und den Mund, ungefähr wie das Visier bei den alten Ritterhelmen. In schönen Tagen bleibt die Kaputze auf dem Rücken zurückgeschlagen und dient dem Rosshirten als portative Vorrathskammer. Dazu kommt noch ein Brodsack, ein Fläschchen mit Branntwein und eine große

*) Dafs diese Art von Schmuck bei den meisten Asiatischen Urbewohnern characteristisch und altherkömmlich ist, und dafs sie, wie vieles andre, an dem slavischen Ursprung der dortigen Pferdehüter zweifeln macht, bedarf wohl kaum der Erinnerung. Es ist viel wahrscheinlicher dafs die dortigen Russen die ersten tabuni oder Pferdeherden zugleich mit deren Hirten, den Türkischen Stämme, die sie unterjochten, abgenommen haben.

Wasserflasche, denn in den Steppen gebricht es häufig auf weiten Strecken selbst an diesem ersten Lebensbedürfnis. — Endlich noch die Bewaffnung des echten Rosshirten: diese besteht in einer langen Hetzpeitsche, einem Lasso, und dem eisenbeschlagenen Knüttel, welcher sowohl zum Hauen wie zum Schleudern gebraucht wird. Der Lasso ist bekanntlich nichts anders als ein Strick von ungefähr 15 Arschin 35 Fufs Länge, an dessen einem Ende eine Schlinge angebracht ist, die der Mann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dem zum Voraus bezeichneten Pferde um den Hals zu werfen versteht, worauf er es mit Riesenkraft zu Boden reißt und es dann gänzlich in seiner Gewalt hat.

Auf diese Weise ausgerüstet hat der Tabunschschik alles was er braucht: Pferd und Sattel sind ihm Schlafkammer und Küche, Vorrathshaus und Arsenal. So sprengt er durch die Steppe und beherrscht als unumschränkter Gebieter seine wilden Schutzbefohlenen, leitet ihren Gang, schlichtet ihre Zwistigkeiten, schützt sie gegen die Anfälle der Wölfe und hält sie zusammen wenn Sturm und Schneegestöber die Heerde zu zerstreuen drohen.

Am meisten Noth und Mühe machen ihm die alten, wilden Hengste, die tyrannischen Sultane des Tabun, welche immerfort darnach streben sich despotische Obergewalt über ihre Mitbrüder anzumassen und daher mit diesen in beständigem Streit und Hader, in ununterbrochenen Schlägereien und Beissereien leben. Diese unbändigen Geschöpfe, in der Steppe geboren und gealtert, die oft funfzehn bis zwanzig Jahre lang darin gehaust und einen Stall nie mit Augen gesehen haben, wollen nichts wissen von Gehorsam und Unterwerfung. Durch ihre Widerspänstigkeit bringen sie die Treiber auf's Aeußerste, und es ereignet sich nicht selten, daß der Tabunschschik in solchen Fällen vor den Eigenthümer der Heerde hintritt und bestimmt erklärt: „zusammen mit einem solchen Hengste könne er nicht länger dienen und einer von ihnen beiden müsse den Tabun verlassen.“ Alsdann wird der Delinquent verkauft oder für eine Zeitlang in einen dunkeln Stall gesperrt, wo er Ge-

legenheit hat „fern von Madrid“ über die Folgen seiner Unbändigkeit nachzudenken.

Früh erschöpft durch die Entbehrungen und Mühseligkeiten ihres harten Lebens, erreichen die Rosshirten selten ein hohes Alter; von Krankheiten aber wissen sie nichts, und haben im Grunde auch gar keine Zeit krank zu sein und keine Muße sich zu pflegen. Ihr Lohn ist sehr bedeutend, indem sie gewöhnlich fünf bis sechs Rubel Bank-Assignationen für die Verpflegung eines jeden einzelnen Pferdes jährlich empfangen, was also bei einer Heerde von Tausend Stück fünf bis sechstausend Rubel ausmachen würde. Dagegen aber muß ein solcher Oberhirt auch wieder einige Cameraden miethen, deren für eine solche Anzahl von Thieren wenigstens drei erforderlich sind; er muß für diese und für sich selbst auf eigene Kosten Sattelpferde halten, und ist verbunden aus eigenen Mitteln dem Grundeigenthümer die Thiere zu ersetzen, welche im Laufe des Jahres durch seine Schuld gefallen oder zu Schaden gekommen sind. Man sieht also, daß auch seine Ausgaben ziemlich hoch angeschlagen werden müssen, besonders wenn man den Pferdediebstahl in Anschlag bringt, der noch vor nicht gar langer Zeit in den Steppen so zu sagen im Großen betrieben wurde und fast ein besonderes Gewerbe ausmachte, wo dann der Hirte in einer einzigen unglücklichen Nacht unersetzliche Verluste erleiden konnte. — Jetzt ist es allerdings anders und ein wachsender, flinker und behender Rosshirt, der Menschen und Thieren eine heilsame Furcht vor seiner Person einzuflößen versteht, ist wohl im Stande, besonders wenn das Glück ihn begünstigt, in wenigen Jahren ein ganz hübsches Capitalchen zusammenzuschlagen und sich damit ein ruhiges und sorgenloses Alter zu bereiten. Aber gewöhnlich sind sie so begierig nach immer neuem Erwerb, daß die Habsucht sie stets zu wiederholten Unternehmungen verleitet, wo dann meistentheils auch das so mühsam Erworbene zuletzt verloren geht und sich der Oberhirt auf seine alten Tage wiederum als Knecht verdingen muß.

Uebrigens giebt es auch noch jetzt, und sogar unter den

Tabuntschiki selbst, arge Pferdediebe *). Der fremde Reisende, wenn er an der Landstrasse Halt macht und seine Pferde ausspannt um sie in der Steppe grasen zu lassen, thut immer wohl daran, auf die vorübertreibenden Rosshirten ein wachsames Auge zu haben. Sie scheinen nur mit ihrer eigenen Heerde beschäftigt, aber nähern sich allmählig und unmerklich auch den fremden Thieren. Der Abend dunkelt und die Nacht bricht herein — sie aber sehen in der Finsterniß wie die Eulen: in einem Nu hängt die Schlinge am Halse der fremden Pferde und unaufhaltsam, ehe der Eigenthümer noch etwas gemerkt oder auch nur geahnt, treibt die ganze Heerde weit hinweg in die unermessliche Steppe hinein. Ist nun der Raub geglückt, so sind die Tabuntschiki viel zu klug um das gestohlene Gut mit sich herumzuführen. — In einer einzigen Nacht legen sie dann eine Strecke von vierzig bis fünfzig Werst zurück und überliefern ihre Beute andern Rosshirten aus einer fremden Gegend, mit denen sie aber in beständigem Verkehr sind und nächtliche Zusammenkünfte halten. Diese sind ihre getreuen Helfershelfer und stets des Signals gewärtig die ihnen zugeführten Pferde in Empfang zu nehmen und so weit hinwegzutreiben, daß für den unglücklichen Eigenthümer sehr bald jede Spur verschwunden und alle Hoffnung verloren ist jemals wieder in den Besitz derselben zu gelangen. Die alten, verlassenen Mongolengräber dienen dabei als höchst geeignete Punkte zu diesen geheimnißvollen Zusammenkünften, die weite Steppe ist ein ungeheurer Bazar und Felsspalten und Höhlungen, die Cassen und Geldbörsen worin die Capitalien niedergelegt und aus denen die Zahlungen geleistet werden.

Mitten im mühevollen und beschwerlichen Leben der Rosshirten treffen sich auch einzelne Tage oder Nächte wo sie sich einer wilden Lust, einer ausgelassenen Fröhlichkeit hingeben. Baares Geld haben sie gewöhnlich im Ueberflus, wenigstens mehr als sie mit dem besten Willen in der einsamen Steppe verthun können, und ausserdem ist der Judenwirth in

*) S. Garlow's Werk, S. 186.

der Schenke immer bereit ihnen Credit zu geben, soviel sie nur immer begehren mögen: er weiß, daß ihm nichts dabei verloren geht, denn in diesem Punkte sind sie durchaus ehrlich. Dann wird vor einer solchen Schenke Halt gemacht und gejubelt und gezecht bis an den lichten Morgen. Am andern Tage, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht und die Tabunschschiki ihren Rausch ausgeschlafen haben, besteigen sie ihre Rosse und sprengen den vorausgetriebenen Heerden nach, um wieder für Wochen, Monate und ganze Jahre das einförmige und einsiedlerische Leben zu beginnen, das sie von Jugend an geführt und ohne Zweifel bis in ihr spätestes Alter führen werden.

Im Frühling, wenn das junge Gras emporschießt und die Steppen im schönsten Sommerschmuck prangen, dann schwelgen auch die Heerden auf der fettesten, saftigsten Weide. Nur die durch den Winter ausgehungerten Wölfe schweifen umher und suchen ein verlassenes Füllen niederzureißen oder ein schwaches, hinkendes Thier von seinen Genossen abzuschneiden: denn niemals werden sie es wagen eine wohlbewachte Heerde offen anzugreifen. Und auch bei vereinzelt Ueberfällen ergeht es meistentheils den Räubern übel genug. Wenn die andern Pferde den Wolf bemerken, so verfolgen sie ihn wüthend und halten ihn so lange auf, durch Schlagen und Treten, bis der Knüttel des Treibers dem Feinde das Garauß macht.

Im Sommer haben die Heerden viel auszustehen von der Hitze und vom Durst. Dann weiden sie nur des Nachts in möglichst feuchten Niederungen, gegen Morgen aber verlieren die Pferde allen Appetit und hören auf zu fressen. Sie ziehen auf die höher gelegenen Ebenen, wo der Wind freies Spiel hat und verhältnißmäßig wenigstens, noch einige Kühlung verbreitet: denn um Mittagszeit sind die Niederungen zu wahren Gluthöfen geworden. Auf der Steppe ist weit und breit kein Schatten zu finden, aber der Instinkt lehrt die Pferde sich nach Möglichkeit vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie stellen sich dicht an einander in einen Kreis, die Köpfe nach

dem Mittelpunkte gewendet, und auf diese Weise wirft jedes einen wenn auch geringen aber dennoch erfrischenden Schatten auf seinen Nachbarn. So verbleiben sie mit hängender Mähne und gesenkten Ohren, in kleine Parthien getheilt, ganze Stunden lang unbeweglich: nur von Zeit zu Zeit schütteln sie ungeduldig mit den Köpfen um sich etwas Luft und Kühlung zuzufächeln. Die Hirten sind ebenfalls in Kreisen auf dem Boden gelagert, stumm und regungslos wie ihre Thiere. Endlich tritt der erfrischende Herbst ein, für die Steppe ein zweiter Frühling: Gras und Kräuter grünen aufs Neue, die Wasser fließen reichlicher, die Heerde erholt sich und sammelt Kräfte zu den bevorstehenden Strapazen und Entbehungen des herannahenden Winters.

Anfang oder Mitte October werden die Rossheerden gewöhnlich heimwärts getrieben: wenn aber das gute Wetter anhält, so verbleiben sie in der Steppe so lange wie möglich, das heißt bis das erste Schneegestöber die Herrschaft des Winters ankündigt. Die Folgen dieser ersten Schneestürme sind verderblich und hundert Gerüchte von Unglücksfällen durchfliegen die Steppe: hier hat ein Eigenthümer hundert Pferde verloren, die vom Winde in den Liman*) getrieben wurden und ertranken; dort sind einem andern Gutsbesitzer zweihundert Stück Vieh in einem tiefen Thalgrund verschneit worden und ohne Rettung umgekommen u. s. w. u. s. w. Noch schlimmer für die Hirten und Heerdenbesitzer sind aber die häufigen Herbstnebel, so dick und undurchdringlich daß man in der Steppe keine zehn Schritt vor sich das Geringste unterscheiden kann. Eilig suchen dann die Hirten ihre Heerde in einen Haufen zu sammeln, den sie unablässig umkreisen um ihn beisammen zu halten. Oft aber treten diese Nebel so plötzlich und unerwartet ein, daß zum Zusammentreiben der Pferde keine Zeit bleibt und dann, besonders wenn sich bös-

*) Liman wird ein Landsee unweit der Meeresküste genannt, der sich durch das Ueberfluthen der Meereswogen gebildet hat und zuweilen durch einen Arm mit dem Meere zusammenhängt.

gesinnte Menschen die Gelegenheit zu Nutze machen, ist der Untergang der Heerde unvermeidlich.

Zum Verkauf werden die Rossheerden nach den benachbarten Jahrmärkten getrieben, am häufigsten nach Balta und Berditschew. Dort werden weitläufige Plätze eingezäunt oder mit Seilen umspannt, und diese dienen der Heerde zum Tummelplatz während der ganzen Dauer des Markts. Der Eigenthümer sitzt am Eingange und die Pferdeliebhaber und Käufer gehen vor den Seilen auf und ab um die Waare in Augenschein zu nehmen und sich einzelne Stücke auszusuchen. Von dem Verkäufer kann man nicht verlangen dafs er die Pferde einfängt und den Kauflustigen vorführt. Jede solche Zumuthung weist er unwillig zurück. „Nein — sagt er — das sind wilde Steppenpferde. Seht selbst zu und wählt selbst. Dieses Ross ist so alt und jenes so: dafür stehe ich; es kostet so und so viel. Aber es vor dem Verkauf einfangen zu lassen, das will ich nicht riskiren: es macht viel Mühe und Scheererei und am Ende kann auch das Pferd noch dabei beschädigt werden. . . . Indessen versucht's: gebt dem Hirten ein gutes Trinkgeld, vielleicht unternimmt er es, und wenn der Fang glücklich abläuft, nun . . . dann habt ihr gewonnen!“ —

Und darin hat er vollkommen recht, denn es geschieht oft, dafs durch einen unvorsichtigen oder allzuheftigen Ruck mit der Schlinge ein Pferd für immer verdorben wird. Uebrigens werden die grössten Einkäufe nicht auf den Jahrmärkten gemacht, sondern auf den Weideplätzen selbst. Die Grofs Händler und Remonte-Officiere besuchen eine Heerde nach der andern, erkundigen sich wie viel taugliche Thiere von einer bestimmten Gröfse und Farbe zu haben sind und befördern sie dann, wenn sie deren eine hinlängliche Anzahl beisammen haben, an ihren Bestimmungsort.

Beim Empfang der Pferde wird eigentlich nur das Gebifs genau besichtigt, um über ihr Alter Gewifsheit zu erlangen: über Alles andere geht man gemeinlich ziemlich leicht hinweg, indem bei dieser „wilden Waare“ durchschnittlich ge-

rechnet, ein Stück ungefähr eben so viel werth ist wie das andere, und die guten oder bösen Eigenschaften jedes einzelnen Pferdes erst später, bei angewandter Pflege und Dressur, sich entwickeln und immer deutlicher hervortreten, was denn auch die bedeutenden Unterschiede in den Preisen hervorbringt.

Jetzt bleibt nur noch übrig einige Worte über den Winter zu sagen, welcher für die armen Pferde eine Zeit der Noth und der härtesten Entbehrungen ist. Sie haben vom Hunger, von der Feuchtigkeit und von der Kälte viel zu leiden, was alles zusammen Krankheiten und nicht selten den Tod vieler Thiere zur Folge hat. Die Einhägung die ihnen zum Winterquartier dient, ist nur mit einem Erdwall und einem breiten Graben umgeben; Ställe sind gänzlich unbekannt und nur eine grobgezimmerte Bretterwand gewährt ihnen etwas Schutz vor den heftigen Nordstürmen, und ein halbverfallenes Schuppendach schirmt sie nothdürftig vor Schnee.

Zu Anfang des Winters läßt sich unter dem Schnee noch einiges grüne, vom Herbst zurückgebliebene Gras hervorscharren; auch hat der Hirte noch einiges Heu und Stroh vorräthig und wirft den Thieren hier und da einige Bündel davon vor, um sie bei Kräften zu erhalten.

So arbeitet man sich bis zum Januar durch, aber dann hat der Mangel auch seinen Höhepunkt erreicht. Frost und Stürme dauern nach wie vor, aber alle Vorräthe sind erschöpft und die ausgehungerten Pferde bekommen nichts mehr zu fressen als Stoppeln die man zum Decken der Dächer und Schilf das man zur Feuerung eingesammelt hatte; in ganz außerordentlichen Fällen werden sogar die Stroh- und Schilfdächer der Hütten abgedeckt und den Thieren als Futter vorgeworfen.

Endlich, mit Mühe und Noth, erreicht man den Frühling, und schwach, abgemagert und krank zieht die Heerde wieder auf die Weide hinaus: oft sind aber im Winter auch viele Pferde als Opfer der erlittenen Entbehrungen und der Sorg-

losigkeit ihrer Eigenthümer gefallen, und dann sind mehrere Jahre erforderlich um die Heerde wieder vollzählig zu machen. In solchen Hungerjahren, sagt der Verfasser der „Oeconomischen Statistik Russlands“, sind die Heerdenbesitzer bereit ihr Letztes wegzugeben, nur um ihre Pferde am Leben zu erhalten. Sie wenden sich an habsüchtige Speculanten und Heuwucherer, die schon seit vielen Jahren ihr Heu aufbewahrt haben, in Erwartung eines so „glücklichen Zeitpunkts“, und ihr Korn zusamnengescharrt für eine „günstige Gelegenheit“. Diese öffnen jetzt ihre Speicher und schlagen ihre Vorräthe zu fabelhaften Preisen los. Kartoffeln und Rüben, Mais und Brod dienen als gemeinschaftliche Nahrung für Menschen und Vieh; der Hirt theilt den letzten Bissen mit seinen Schützlingen und das Gefühl des Erbarmens besiegt sogar den dem Menschen angeborenen Geiz.

